BLICKWINKEL

Kapitel 1: Beton und Koffein

Der Wecker schrie Erik aus einem Traum, in dem er in einem norwegischen Fjord versank. Genau in dem Moment, als er die Luft erreichte, riss ihn das schrille Piepsen seines Handys zurück in die Realität: Neukölln, November, 07:15 Uhr.

Erik starrte an die Decke. Ein gelblicher Wasserschaden breitete sich dort aus, sah aus wie eine hässliche Landkarte von irgendwo. Er blieb liegen und spürte dieses vertraute Gewicht auf der Brust. Dieses Gefühl, dass er eigentlich schon längst irgendwo „angekommen“ sein müsste.

Mit zweiundzwanzig war er offiziell ein Versager. Studium der Architektur im dritten Jahr abgebrochen. Nicht, weil er keine Häuser mochte, sondern weil er dieses krankhafte Streben nach Perfektion nicht mehr ausgehalten hatte. Diese Welt aus rechten Winkeln, in der man mit Anfang zwanzig schon wusste, wo man mit fünfzig stehen würde.

In der Küche stand Soren. Soren war Däne, wohnte seit zwei Jahren hier und gab vor, ein High-Flyer im Digital Marketing zu sein. Er trug ein Leinenhemd, das so glatt gebügelt war, dass

man sich daran hätte schneiden können, obwohl es draußen fast fror.

„Du siehst aus, als hättest du die Nacht mit einer existenziellen Krise verbracht“, sagte Soren, ohne sich von seiner Espressomaschine wegzudrehen.

„War’s so offensichtlich?“, murmelte Erik und goss sich Leitungswasser ein. Er starrte aus dem Fenster auf die grauen Fassaden, die Kabelwirren und die Satellitenschüsseln.

„Ein bisschen. Du starrst schon wieder in die Leere“, Soren drehte sich nun zu ihm um. Seine Augen waren scharf, aber irgendwie gehetzt. „Hör zu, Erik. Du musst dich einfach... optimieren. Du analysierst zu viel. Geh raus, netzwerk, mach ein paar LinkedIn-Kontakte. Wenn du dich nicht an den Markt anpasst, frisst dich die Stadt einfach auf. Ganz ehrlich.“

Optimierung. Das Wort löste in Erik einen kurzen Würgereiz aus. In Sorens Welt bedeutete das: Produktivitäts-Podcasts beim Zähneputzen, Fitness-Tracker für den Schlaf und Smalltalk, der eigentlich nur ein Verkaufsgespräch für die eigene Person war.

Erik verließ die Wohnung. Der Weg zur U-Bahn war das Übliche: Leute, die an ihm vorbeirasten, die Blicke in die Smartphones gebannt, als stünde dort die Bedienungsanleitung für ihr Leben. In der U8 war die Luft stickig, es roch nach nassem Beton und billigem Parfum. Er sah sein Spiegelbild im

Fenster: müde Augen, hängende Schultern, ein Gesicht, das in der Menge unterging.

Er stieg am Hermannplatz aus und lief einfach los. Er hatte keinen Termin, keinen Job, nichts. Nur diese quälende Leere eines Tages ohne Struktur. Er beobachtete die Obdachlosen in ihren Schlafsäcken und spürte eine seltsame Verwandtschaft. Die hatten wenigstens aufgehört, so zu tun, als hätten sie einen Masterplan.

Plötzlich blieb er stehen. In einem schmalen Erdstreifen zwischen Gehweg und einer grauen Mauer wuchsen ein paar winzige, gelbe Blumen. Sie zitterten im Wind, völlig verloren zwischen den schweren Stiefeln der Passanten.

Erik kniete sich hin. Er wusste, dass er gerade wie ein Idiot aussah, aber er konnte nicht anders. Diese Dinger hatten keinen Gärtner, keinen Plan, kein Budget. Sie waren einfach da.

„Die sehen aus, als würden sie gleich verrecken, oder?“

Erik schreckte auf. Neben ihm stand eine Frau, Ende fünfzig, in einem weiten, dunkelgrünen Mantel, der an den Säumen ausfranst war. Ein buntes Tuch um den Hals, ein Gesicht voller tiefer Falten und Augen, die ihn fast schon zu genau musterten.

„Ich... ich weiß nicht“, stammelte Erik. „Eher, als würden sie gegen alles ankämpfen.“

Die Frau lachte kurz auf. Es war kein sanftes Lächeln, eher ein trockenes Schnauben. „Kämpfen? Gott, ihr jungen Leute. Die kämpfen nicht. Die fließen einfach. Die haben keinen Bock darauf, morgen noch da zu sein, deshalb blühen sie heute halt so extrem. Das ist kein Kampf, das ist... Na ja, egal."

Erik sah sie fragend an. „Wie kann man in Berlin nicht Angst haben? Man wird doch einfach überrollt, wenn man nicht aufpasst."

„Die Stadt ist nur ein Haufen Steine, Kleiner", sagte sie und zeigte mit einer knochigen Hand auf die Dachrinne über ihnen, wo drei Spatzen lautstark um einen Keksbrocken stritten. „Glaubst du, die machen sich Sorgen um ihre Rentenversicherung? Oder ob sie die richtige Karrierewahl getroffen haben?"

Erik wollte antworten, aber es kam nichts. Die Absurdität der Frage traf ihn mitten ins Gesicht.

„Ich bin Astrid", sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen. Ihre Haut war rau, ihr Griff fest.

„Erik."

„Pass mal auf, Erik. Du siehst aus, als hättest du zu viel Architektur im Kopf und zu wenig Leben in den Adern. Komm mit. Ich zeig dir, wo die Stadt noch atmet, ohne dass man dafür ein Abo abschließen muss."

Erik zögerte. Sein Verstand sagte: *Geh nicht mit einer fremden Frau in einen Hinterhof in Neukölln.* Aber sein Bauchgefühl, das er seit Jahren ignoriert hatte, sagte: *Jetzt oder nie.*

Sie führten ihn zu einem unscheinbaren Atelier. Ein schweres Holztor, ein handgemaltes Schild: *„Atelier der Unvollkommenheit“*.

Drinnen roch es nach Terpentin, altem Papier und etwas, das Erik nicht zuordnen konnte – vielleicht getrocknete Kräuter. Es war ein Chaos aus Leinwänden, Metallschrott und Skizzen. Keine Ordnung, aber eine seltsame Harmonie.

„Hier darf man scheitern“, sagte Astrid und warf ihren Mantel achtlos über einen Stuhl. „Wenn du hier versuchst, alles richtig zu machen, bist du hier komplett falsch.“

Erik sah sich um. Die Bilder waren wild, die Proportionen oft verzerrt. Es gab keine rechten Winkel. Es war alles, wovor er in seinem Studium Angst gehabt hatte. Und trotzdem fühlte er sich hier zum ersten Mal seit Monaten nicht wie ein Fehler.

„Warum zeigen Sie mir das eigentlich?“, fragte er leise.

Astrid sah ihn an. Ihr Blick war nicht mehr so sanft; er war fast schon analytisch. „Weil du aussiehst wie jemand, der versucht, ein Haus zu bauen, ohne zu wissen, wo der Boden ist. Du suchst Sicherheit in einer Welt, die keine gibt. Du fragst dich, was du essen wirst, wo du arbeitest... aber du vergisst, dass du schon da bist. Das ist eigentlich das Einzige, was zählt.“

Erik setzte sich auf einen abgewetzten Holzstuhl. Die Anspannung wich einer tiefen, erschöpfenden Traurigkeit. Er fing an zu reden. Er erzählte von dem Druck, von seinem Vater, von der Angst, niemals „jemand“ zu werden.

Astrid hörte zu. Sie gab ihm keine Ratschläge, keine „Du schaffst das“-Phrasen. Sie ließ ihn einfach reden, bis er keine Worte mehr hatte.

„Weißt du“, sagte sie schließlich, „das Problem bei euch ist diese Illusion der totalen Kontrolle. Ihr glaubt, wenn ihr nur genug plant, könnt ihr das Risiko des Lebens ausschalten. Aber das Leben ist kein CAD-Modell, Erik. Es ist organisch. Wie diese Blumen am Straßenrand. Die wissen nicht, ob sie morgen noch da sind. Aber sie blühen trotzdem.“

Erik sah auf seine zitternden Hände. „Aber wie soll ich das machen? Die Miete muss bezahlt werden. Ich kann nicht einfach... aufhören, mir Sorgen zu machen.“

Astrid zuckte mit den Schultern. „Sorgen sind wie Hintergrundrauschen. Die gehen nicht weg. Aber du kannst lernen, sie nicht als die einzige Wahrheit zu akzeptieren. Schau dir die Vögel an. Die bauen keine Nester aus Gold, aber sie finden irgendwie einen Platz.“

Erik verbrachte den Rest des Nachmittags dort. Er half ihr, Leinwände zu verschieben. Er beobachtete, wie sie malte. Sie

versuchte nicht, das Motiv perfekt einzufangen. Wenn die Farbe tropfte, integrierte sie den Tropfen einfach.

Als er das Atelier verließ, war es dunkel. Die Stadt war immer noch laut und einschüchternd. Aber als er zur U-Bahn ging, sah er einen Spatz auf einem Mülleimer. Der Vogel wirkte einfach... präsent.

Erik spürte eine winzige Verschiebung in seinem Inneren. Die Angst war noch da, aber sie war nicht mehr absolut.

Zu Hause in der WG stand Soren immer noch an seinem Laptop.

„Und? Warst du produktiv?“, fragte Soren, ohne aufzusehen.

Erik sah seinen Mitbewohner an. Er sah die Anspannung in seinen Schultern, die nervösen Finger. Er erkannte plötzlich, dass Soren genauso gefangen war wie er. Soren hatte nur gelernt, seine Gitterstäbe schöner zu streichen.

„Nein“, antwortete Erik leise und ein kleines Lächeln stahl sich auf seine Lippen. „Ich hatte einen absolut unproduktiven Tag. Und es war das Beste, was mir seit Jahren passiert ist.“

Soren hielt inne und sah ihn verwundert an. Erik fühlte eine seltsame Art von Freiheit. Er wusste immer noch nicht, wie er die nächste Miete bezahlen würde, aber zum ersten Mal war das nicht das Einzige, was in seinem Kopf war.

Er legte sich ins Bett und starrte an die Decke. Der gelbe Fleck sah jetzt nicht mehr aus wie Verfall. Er sah aus wie eine Wolke. Erik schloss die Augen und hörte auf das Rauschen der Stadt. Er versuchte nicht mehr, es zu kontrollieren. Er ließ es einfach zu.

Kapitel 2: Die Statik des Zusammenbruchs

Der nächste Morgen fühlte sich anders an. Nicht dass die Welt plötzlich bunt war, aber die Grautöne des Novembers waren weniger bedrohlich.

Die Euphorie hielt genau so lange an, bis er sein Handy in die Hand nahm. Drei verpasste Anrufe von seinem Vater.

Erik starrte auf das Display. Sein Vater war ein Ingenieur. Ein Mann der klaren Linien. Für ihn war ein abgebrochenes Studium kein Akt der Selbstbewahrung, sondern ein statischer Fehler im Fundament einer Existenz.

Er wählte zurück.

„Hallo, Papa“, sagte Erik. Seine Stimme klang dünn.

„Erik. Ich habe mit Herrn Lund an der Uni gesprochen. Er sagte, du hättest dich seit Wochen nicht mehr gemeldet. Sag mir ehrlich: Was ist der Plan? Wann reichst du die Unterlagen für die Wiedereinschreibung ein?“

Die Stimme war nicht aggressiv, sondern besorgt auf eine Art, die Erik das Gefühl gab, ein defektes Objekt zu sein, das repariert werden musste.

„Ich weiß es nicht, Papa“, antwortete Erik. „Ich glaube nicht, dass ich zurück will. Ich muss erst mal... ich weiß auch nicht, verstehen, wer ich bin, wenn ich nicht versuche, ein Architekt zu sein.“

Es entstand eine Stille, die so schwer war, dass Erik sie physisch spüren konnte.

„Wer du bist?“, wiederholte sein Vater. „Erik, man ‚ist‘ nicht einfach. Man wird jemand. Man baut sich ein Leben auf. Wenn du jetzt aufhörst zu bauen, was bleibt dann übrig? Ein Loch im Boden? Du kannst nicht einfach in der Leere schweben.“

„Vielleicht ist die Leere der einzige Ort, an dem man ehrlich sein kann“, flüsterte Erik, aber er wusste, dass diese Worte bei seinem Vater wie eine Fremdsprache klangen.

Das Gespräch endete abrupt. Erik legte das Handy weg und spürte, wie die alte Beklemmung zurückkam. Er sah sich selbst als die Summe seiner Fehler: der Abbrecher, die Enttäuschung.

In der Küche fand er Soren. Er trug immer noch sein makelloses Hemd, aber er starrte auf seinen Laptop, ohne zu tippen. Seine Augen waren gerötet.

„Alles okay?“, fragte Erik vorsichtig.

Soren zuckte zusammen. „Ja. Alles perfekt. Ich... ich optimiere gerade eine Strategie für einen Kunden aus London. Standardkram."

Erik beobachtete, wie Sorens Finger nervös gegen die Tischplatte trommelten. Er erinnerte sich an Astrids Worte: *Gitterstäbe dekorieren.*

„Du siehst aus, als hättest du seit drei Tagen nicht geschlafen, Soren", sagte Erik.

Soren lachte, ein kurzes, hohles Geräusch. „Schlaf ist eine Variable, Erik. Wer gewinnen will, darf nicht ständig die Pause-Taste drücken. Du solltest das auch lernen, anstatt in Hinterhöfen herumzuschlendern."

Erik wollte ihm von Astrid erzählen, von den Blumen, vom Loslassen. Doch er sah die Mauer aus Stolz und Angst, die Soren um sich herum errichtet hatte. Er wusste, dass Worte dort wie Regen auf Glas abperlen würden.

Getrieben von einem Drang, den er selbst nicht ganz verstand, verließ er die Wohnung. Er suchte das *Atelier der Unvollkommenheit*.

Als er die Tür aufstieß, fand er Astrid in einem Zustand tiefer Konzentration. Sie malte nicht; sie schrubbte gerade mit einer Drahtbürste eine verrostete Eisenplatte.

„Du bist wieder da“, sagte sie, ohne aufzusehen. „Die Angst hat dich also noch nicht zurück in die U-Bahn geschickt, um Formulare auszufüllen.“

Erik lächelte schwach. „Ich habe mit meinem Vater telefoniert. Er glaubt, ich stehe in einem Loch.“

Astrid hielt inne und sah ihn an. „Und stehst du in einem? Oder suchst du gerade den Boden, auf dem du tatsächlich stehen kannst?“

„Ich weiß es nicht. Ich fühle mich nur... unfertig. Wie ein Entwurf, bei dem die Hälfte der Linien fehlt.“

Astrid legte die Bürste beiseite und deutete auf einen Stapel grobes Papier und Kohle. „Setz dich. Zeichne was.“

Erik zögerte. „Ich kann zeichnen. Aber ich meine... ich bin ausgebildet. Ich weiß, wie man eine Perspektive aufbaut, wie man Fluchtpunkte setzt...“

Astrid unterbrach ihn mit einer energischen Handbewegung. „Genau das ist das Problem. Du weißt, wie man es *richtig* macht. Und deshalb hast du Panik, es falsch zu machen. Heute gibt es keine Perspektiven. Keine Berechnung.“

Sie trat an ihn heran und gab ihm den Stift zurück. „Zeichne das hier“, sagte sie und zeigte auf eine zerbeulte Kupferkanne. „Bedingung: Du darfst nicht auf das Papier schauen, während du zeichnest. Und du darfst den Stift nicht absetzen.“

Erik starrte sie an. „Das ergibt doch keinen Sinn. Das wird ein Chaos. Das wird... hässlich sein.“

„Exakt“, sagte Astrid mit einem Funkeln in den Augen. „Wir bauen heute die Architektur des Scheiterns. Gib die Kontrolle auf. Hör auf, das Ergebnis zu managen. Spür die Linie der Kanne und lass deine Hand das Gefühl übertragen, ohne dass der Zensor in deinem Kopf dazwischengrätscht.“

Erik setzte sich. Zuerst war es quälend. Sein Gehirn schrie: *Das ist zu weit links! Du ruinierst das Papier!* Er spürte, wie sich seine Schultern anspannten.

„Lass es zu!“, rief Astrid leise. „Hör auf, das Bild zu retten! Lass es sterben, Erik! Lass die Zeichnung einfach scheitern!“

Plötzlich passierte etwas. Erik ließ die Anspannung los. Er hörte auf, ein „gutes Bild“ produzieren zu wollen. Er konzentrierte sich nur noch auf die Delle im Kupfer, auf den Schwung des Henkels. Er hörte auf zu bewerten.

Als er den Stift abhob und auf das Papier blickte, war er schockiert.

Es war kein Bild einer Teekanne. Es war ein wirres Geflecht aus Linien, ein abstrakter Knoten aus Kohle, der an eine zerknüllte Landkarte erinnerte. Aus architektonischer Sicht ein Desaster. Absolut unbrauchbar.

Und doch... er spürte eine seltsame Erleichterung.

„Es ist schrecklich“, flüsterte er.

„Es ist ehrlich“, korrigierte Astrid. „Ein perfektes Bild ist oft nur eine Lüge über die Realität. Aber dieses Chaos hier... das ist die Wahrheit über den Moment, in dem du versucht hast, loszulassen. Es ist die Dokumentation eines Kampfes.“

„Warum ist das so befreiend?“, fragte er leise.

Astrid sah ihn an, und für einen Moment verschwand die maskenhafte Gelassenheit. „Weil ich dreißig Jahre lang versucht habe, perfekt zu sein, Erik. Ich habe Ausstellungen gehabt, die technisch brillant waren, aber die Leute haben sie ignoriert, weil sie keine Seele hatten. Ich habe mich fast kaputtoptimiert, um in Galerien zu hängen, die ich eigentlich hasste. Erst als ich akzeptiert habe, dass ich scheitern darf – und dass ich wahrscheinlich nie reich werde, weil ich mich nicht anpasse – bin ich frei geworden. Man kann nicht mehr fallen, wenn man bereits den Boden berührt hat.“

Erik betrachtete das Bild. Zum ersten Mal sah er nicht das Fehlende, sondern das Vorhandene. Die Energie in den Linien.

Als er am Abend nach Hause ging, bemerkte er, dass er anders atmete. Die Stadt war immer noch laut, die Miete unbezahlt, sein Vater enttäuscht. Aber die Architektur seiner Angst hatte einen Riss bekommen.

Als er die Wohnung betrat, sah er Soren. Er saß immer noch am Laptop, doch diesmal war eine einzelne Träne über seine

Wange gelaufen. Soren bemerkte Erik nicht einmal. Er starrte einfach nur auf den Bildschirm.

Erik ging in sein Zimmer und legte die hässliche Kohlezeichnung auf seinen Schreibtisch, direkt neben seine perfekt gezeichneten, aber toten Architekturstudien.

Er legte sich ins Bett und starrte an die Decke. Der gelbe Fleck war immer noch da. Doch anstatt zu denken, dass er verschwinden müsste, fragte er sich, welche Form er wohl annehmen würde, wenn er ihn einfach als Teil des Raumes akzeptierte.

Kapitel 3: Das Gesetz der Stadtspatzen

Die folgenden Tage waren geprägt von einer seltsamen Leichtigkeit. Nicht, dass seine Probleme weg waren – die Mahnungen im Briefkasten waren immer noch da – aber die Art, wie er sie wahrnahm, hatte sich verschoben. Sie waren nicht mehr Mauern, sondern eher wie Wetterphänomene: ein Regenschauer, den man aussitzen muss.

Erik begann, die Stadt anders zu lesen. Früher hatte er Berlin als eine Ansammlung von Architekturstilen gesehen. Jetzt interessierte er sich für die Zwischenräume.

Er verbrachte viel Zeit auf einer alten Parkbank zwischen Neukölln und Kreuzberg und beobachtete die Stadtspatzen.

Die Spatzen hatten keinen Plan, keine Strategie, kein Excel-Sheet. Sie hüpften chaotisch über den Asphalt, stritten sich lautstark um einen Keks und verschwanden in einer Explosion aus braunen Federn, sobald eine Taube zu aggressiv wurde.

Das Gesetz der Stadtspatzen, nannte er es.

Die Kunst des Überlebens durch Anpassung. Sie versuchten nicht, den Beton zu verändern. Sie nutzten einfach das, was da war. Sie existierten im Jetzt.

„Du starrst sie an, als würdest du versuchen, ihre Sprache zu lernen“, sagte eine Stimme hinter ihm.

Erik schreckte auf. Astrid stand da, in einem oversized Mantel, mit zwei Pappbechern Kaffee in der Hand.

„Ich glaube, sie wissen was, was wir vergessen haben“, antwortete Erik und nahm einen Becher.

Astrid setzte sich neben ihn. Sie beobachteten einen mutigen Spatz, der versuchte, eine ganze Pommes-Fritte davonzuschleppen.

„Wir verbringen unser ganzes Leben damit, Brücken in die Zukunft zu bauen“, sagte Astrid leise. „Wir planen das Studium, die Karriere, die perfekte Wohnung. Und dann wundern wir uns, warum wir uns in unserem eigenen Leben wie Fremdkörper fühlen. Wir leben in der Architektur unserer Erwartungen, nicht in der Realität unserer Existenz.“

„Und die Spatzen?“, fragte Erik.

„Die bauen keine Brücken. Die fliegen einfach. Wenn ein Ast bricht, landen sie auf einem anderen. Das ist kein blindes Glück, Erik. Das ist Vertrauen in den Lebensfluss. Die Erkenntnis, dass man nicht alles kontrollieren muss, um sicher zu sein. Ich hab das erst spät gelernt. Ich dachte lange, ich müsste die Welt beherrschen, damit sie mich nicht verletzt. Spoiler: Hat nicht funktioniert.“

Erik sah auf seinen Kaffee. „Ich habe das Gefühl, ich lerne gerade, wie man atmet. Aber was passiert, wenn das Vertrauen nicht ausreicht? Wenn die Realität einen einfach zermalmt?“

Astrid sah ihn ernst an. „Die Realität zermalmt uns nicht. Was uns zermalmt, ist der Widerstand gegen die Realität. Der Versuch, die Welt in eine Form zu pressen, die wir uns ausgedacht haben. Wenn du akzeptierst, dass das Leben chaotisch und unfair ist, verliert das Chaos seinen Schrecken. Es wird zum Spielplatz.“

Sie verbrachten den Nachmittag damit, durch die Straßen zu ziehen. Links abbiegen, weil das Licht schön fiel. Anhalten, weil ein Straßenmusiker eine Melodie spielte, die nach Sehnsucht klang.

Doch als er am Abend in die Wohnung zurückkehrte, stieß er auf eine Realität, die sich nicht so leicht in Poesie verwandeln ließ.

Soren lag auf dem Sofa. Sein Gesicht war aschfahl. Der Laptop lag daneben, der Bildschirm war schwarz. Soren starrte an die Decke, seine Augen weit geöffnet und leer.

„Soren?“, fragte Erik vorsichtig.

Soren reagierte erst nach einigen Sekunden. Sein Blick war einer von absoluter Kapitulation.

„Ich kann nicht mehr, Erik“, flüsterte er. Seine Stimme klang brüchig. „Ich habe alles optimiert. Jede Minute, jeden Kontakt. Ich habe die perfekte Strategie verfolgt. Und ich stehe trotzdem hier und fühle mich... leer. Als wäre ich eine hohle Hülle aus Effizienz.“

Erik setzte sich auf die Kante des Sofas. Er wollte Soren trösten, wollte ihm von den Spatzen erzählen. Doch er sah, dass Soren an einem Punkt war, an dem Worte wie „Lebensfluss“ nur wie Spott klingen würden. Soren war nicht einfach nur gestresst; er war in der Architektur seiner eigenen Perfektion eingestürzt.

„Vielleicht ist das gut“, sagte Erik leise.

Soren blinzelte verwirrt. „Was ist gut? Dass ich zusammenbreche?“

„Ja“, antwortete Erik. „Vielleicht ist der Zusammenbruch die einzige Möglichkeit, die Trümmer wegzuräumen, damit man endlich sehen kann, was darunter liegt.“

Soren sah ihn an. In seinen Augen blitzte eine tiefe, schmerzhafte Neugier auf.

Erik ging in sein Zimmer. Er nahm die chaotische Kohlezeichnung und hielt sie gegen das Licht. Er lächelte. Er wusste jetzt, dass er kein Architekt mehr sein wollte, der Gebäude entwirft, die niemals einstürzen. Er wollte jemand sein, der den Mut hat, in den Ruinen zu tanzen.

Bevor er das Licht löschte, sah er noch einmal zum gelben Fleck an der Decke. Er sah ihn nicht mehr als Makel. Er sah ihn als eine kleine, gelbe Insel in einem Meer aus Weiß.

Erik schloss die Augen. Er war immer noch ein Abbrecher, er war immer noch pleite und er war immer noch ein Rätsel für seinen Vater. Aber zum ersten Mal fühlte er sich nicht mehr wie ein Fehler im System.

Er fühlte sich wie ein Stadtspatz.

Kapitel 4: Fragmente von Freiheit

Die Tage nach Sorens Zusammenbruch waren zäh. In der Wohnung herrschte eine Stille, die nichts mit Frieden zu tun hatte, sondern mit einem emotionalen Vakuum. Soren war nicht weg, aber er war nicht wirklich da. Er verbrachte die meiste Zeit in seinem Zimmer, starrte aus dem Fenster, als würde er versuchen, eine Sprache zu entziffern, die er nicht mehr verstand.

Erik beobachtete ihn mit Mitgefühl. Er erkannte, dass Soren das Spiegelbild dessen war, was er selbst fast geworden wäre.

„Willst du was essen?“, fragte Erik eines Morgens. Er versuchte, ein Omelett zu machen. Es war leicht verbrannt und sah aus wie ein Unfall in der Pfanne.

Soren, der in einem grauen Hoodie in der Tür stand, sah auf das Essen. „Es ist nicht symmetrisch“, flüsterte er.

Erik lachte kurz auf. „Genau das ist der Punkt, Soren. Es ist asymmetrisch, es ist zu schwarz und es schmeckt wahrscheinlich nach nichts. Aber es ist echt. Es ist ein Frühstück, keine Inszenierung eines perfekten Morgens.“

Soren setzte sich langsam an den Tisch. Er rührte das Essen kaum an, aber er blieb im Raum. Das war für den Moment der größte Sieg.

In den folgenden Tagen begann Erik, seine Art zu zeichnen radikal zu ändern. Er kaufte sich kein teures Skizzenbuch mehr. Er nutzte alte Zeitungen, Kartons, Rückseiten von Quittungen.

Er zeichnete keine Gebäude mehr. Er zeichnete Fragmente.

Ein abgeplatztes Stück Putz an einer Hauswand. Den Ausdruck eines fremden Gesichts in der U-Bahn. Die Art, wie ein vertrocknetes Blatt an einer Laterne klebte. Er nannte es seine „Archäologie des Unbedeutenden“.

Astrid beobachtete ihn in ihrem Atelier. „Du suchst nicht mehr nach der Ordnung, oder?“, fragte sie.

„Ich glaube, ich habe Angst vor der Ordnung“, gab Erik zu. „Ordnung fühlt sich an wie eine Lüge. Die Freiheit... die liegt in den Rissen.“

Astrid hielt inne. „Die meisten Menschen verbringen ihr ganzes Leben damit, die Risse zu kitten, Erik. Haben panische Angst, dass jemand sieht, dass sie zerbrochen sind. Aber erst durch die Risse kommt das Licht rein. Man wird nicht frei, indem man alles richtig macht, sondern indem man akzeptiert, dass man es niemals ganz richtig machen kann.“

„Und was mache ich mit den Trümmern?“, fragte er leise.

„Du baust daraus ein Mosaik statt eines Monolithen.“

In dieser Woche passierte es. Das Handy vibrierte. Ein Anruf von seinem Vater.

Früher hätte Erik einen Panikanfall bekommen. Er hätte Stunden damit verbracht, eine Strategie zu überlegen, wie er seine Situation rechtfertigen könnte.

Doch als er auf das Display sah, spürte er nur ein fernes Rauschen. Er erinnerte sich an die Stadtspatzen. Er erinnerte sich an das verbrannte Omelett.

Er nahm den Anruf an.

„Erik“, die Stimme seines Vaters war tief, kontrolliert. „Ich habe von deiner Universität gehört. Du bist nicht mehr eingeschrieben. Ich möchte eine Erklärung, die über 'ich brauche eine Pause' hinausgeht. Ich möchte einen Plan sehen, wie du das korrigierst.“

Erik schloss die Augen. Er spürte den alten Impuls, sich zu entschuldigen. Aber dann sah er auf seine Hand, die noch immer leichte Kohleflecken trug.

„Ich habe keinen Plan, Vater“, sagte Erik. Seine Stimme war ruhig.

Es entstand eine lange Stille.

„Was bedeutet das?“, fragte sein Vater schließlich.

„Es bedeutet, dass ich gerade lerne, wie man lebt, ohne eine Karte in der Hand zu haben. Ich weiß nicht, wo ich in einem Jahr stehe. Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder ein Gebäude entwerfen werde. Aber ich weiß, dass ich zum ersten Mal seit Jahren nicht mehr das Gefühl habe, zu ersticken.“

„Das ist Verantwortungslosigkeit, Erik. Das ist Kapitulation.“

„Vielleicht“, antwortete Erik und ein kleines Lächeln stahl sich auf seine Lippen. „Aber es ist eine sehr befreiende Art zu kapitulieren.“

Er beendete das Gespräch. Es war kein Akt der Aggression, sondern ein Akt der Selbstbehauptung. Er hatte aufgehört, die Brücke zu halten.

Als er das Handy weglegte, bemerkte er, dass Soren hinter ihm stand. Er hatte das Gespräch mitbekommen.

Soren sah ihn an. In seinem Blick lag eine Art Anerkennung.

„Wie hast du das gemacht?“, fragte Soren heiser. „Wie konntest du einfach... 'keinen Plan' sagen?“

Erik sah seinen Mitbewohner an und reichte ihm eine schnelle Skizze von einem kaputten Stuhl im Hinterhof.

„Ich habe aufgehört, ein Gebäude zu sein, Soren“, sagte Erik. „Ich bin jetzt nur noch ein Fragment. Und Fragmente können nicht einstürzen, weil sie schon längst am Boden liegen. Und von hier aus kann man eigentlich nur noch in eine Richtung gehen: nach oben.“

Soren nahm das Papier entgegen und starrte lange auf die Linien. Dann, ganz langsam, setzte er sich auf den Boden der Küche, direkt neben Erik.

Zwei junge Männer in einer Wohnung, die nach billigem Kaffee und existentieller Krise roch. Sie saßen einfach nur da. Ohne Plan. Ohne Ziel.

Und für einen kurzen Moment fühlte es sich an wie die absolute Freiheit.

Kapitel 5: Der Sturm im gläsernen Turm

Es gibt Orte in Berlin, an denen die Luft gefiltert ist und nach teurem Leder riecht. Einer dieser Orte war das *Vertex*, ein gläserner Wolkenkratzer, in dem die Elite der Architekturfirma *Kohl & Partner* residierte.

Erik stand vor dem Gebäude. Er trug ein einfaches schwarzes Hemd, das an den Ärmeln leicht ausgefranst war. Neben ihm stand Soren. Soren wirkte wie ein Tier, das zum ersten Mal seit Jahren wieder aus seinem Bau gekrochen war. Er zuckte bei jedem lauten Geräusch zusammen.

Die Einladung war kein freundlicher Gestus gewesen. Es war ein letzter Versuch seines Vaters, ihn „zurückzuholen“. Er sollte an der Sommergala teilnehmen, seine Anwesenheit zeigen und signalisieren, dass er wieder auf Kurs sei.

„Wir müssen hier nicht rein“, flüsterte Soren. Seine Stimme zitterte.

Erik sah ihn an. Er spürte selbst die vertraute Beklemmung. Aber dann erinnerte er sich an das verbrannte Omelett.

„Wir gehen rein“, sagte Erik. „Nicht, um zu beweisen, dass wir dazugehören. Sondern um zu sehen, wie es sich anfühlt, nicht mehr dazugehören zu müssen.“

Als sie den Empfangsbereich betraten, schlug ihnen die Kälte der Perfektion entgegen. Alles war weiß, grau oder

chromfarben. Die Menschen bewegten sich wie präzise geölte Zahnräder.

„Erik! Du bist es ja wirklich“, eine Stimme durchschnitt den Raum. Es war Julian, ein ehemaliger Kommilitone, der bereits Junior-Partner war. Julian sah aus wie eine Architekturzeichnung: jede Haarsträhne saß perfekt, sein Anzug war so scharf geschnitten, dass er beinahe schneiden konnte.

„Hallo, Julian“, antwortete Erik. Er lächelte, aber es war ein entspanntes Lächeln, kein gefälliges.

Julian musterte ihn. Er registrierte die abgewetzten Schuhe, die fehlende Krawatte. Julian suchte nach der Panik in Eriks Augen. Er fand nichts.

„Ich habe gehört, du hast... eine kreative Pause eingelegt“, sagte Julian. Das Wort *Pause* klang wie ein Euphemismus für Zusammenbruch. „Und wer ist dein Begleiter? Ein neues Projekt?“

Erik sah zu Soren, der sich an seinem eigenen Ärmel festkrallte. „Das ist Soren. Er ist mein Mitbewohner. Und nein, er ist kein Projekt. Er ist ein Mensch.“

Julian lachte kurz auf. „Interessant. Und was ist mit dir, Erik? Dein Vater hat erwähnt, dass du dich in einer Phase der... Neuorientierung befindest. Hast du ein Portfolio? Eine Vision? Was ist dein nächster Entwurf?“

In diesem Moment spürte Erik den Druck. Die unsichtbaren Fäden, die ihn jahrelang gezogen hatten, spannten sich an. Er wollte fast sagen: „Ich zeichne Fragmente auf Zeitungsrücken“. Aber er wusste, dass das hier als Wahnsinn gelten würde.

„Ich habe keinen Entwurf mehr, Julian“, sagte Erik. Seine Stimme war klar. „Ich habe aufgehört zu planen. Ich beobachte jetzt nur noch, wie die Dinge zerfallen.“

Ein kurzes Schweigen entstand. In der Welt des *Vertex* war das Konzept des Zerfalls ein Tabu. Hier ging es um monumentale Beständigkeit.

„Das klingt nach einer sehr melancholischen Art, aufzugeben“, bemerkte Julian.

„Nein“, antwortete Erik. „Es ist die einzige Art, wirklich zu sehen. Ihr baut Türme aus Glas, damit ihr euch gegenseitig bewundern könnt, ohne die Erde unter euren Füßen spüren zu müssen. Aber Glas ist das zerbrechlichste Material der Welt. Ihr lebt in einer riesigen Blase aus Angst, dass jemand einen Stein wirft.“

Julian wollte antworten, doch in diesem Moment geschah etwas Seltsames. Soren trat einen Schritt vor. Er starrte auf die riesige, spiegelnde Wand hinter Julian.

„Es ist zu laut“, sagte Soren leise.

„Was ist zu laut?“, fragte Julian irritiert.

„Die Perfektion“, flüsterte Soren. „Sie schreit. Sie schreit so laut, dass man das eigene Herz nicht mehr hört.“

Soren sah Erik an. In seinen Augen lag keine Angst mehr, sondern eine tiefe Erkenntnis. Er sah die Menschen im Raum nicht mehr als Überlegene, sondern als Gefangene ihrer eigenen Fassaden.

Erik spürte, dass der Moment der Entscheidung gekommen war. Er sah die teuren Weine, die künstlichen Lächeln. Er dachte an Astrids Atelier, an den Geruch von Terpentin und den Mut, Fehler zu machen.

„Wir gehen“, sagte Erik zu Soren.

„Jetzt schon?“, fragte Julian überrascht. „Die Keynote beginnt gleich. Dein Vater wird dich suchen.“

„Mein Vater kann mich suchen“, sagte Erik, während er sich bereits umdrehte. „Aber er wird mich nicht in einem Gebäude finden, das so tut, als gäbe es keine Risse.“

Als sie den gläsernen Turm verließen und wieder in die raue Luft Berlins traten, fühlte es sich an, als würde eine schwere Last von Eriks Schultern gleiten.

Soren atmete tief ein und sah zum ersten Mal seit Wochen wirklich in den Himmel, ohne zu zittern.

„Erik?“, fragte er leise.

„Ja?“

„Ich glaube... ich möchte morgen versuchen, ein Omelett zu machen. Auch wenn es nicht symmetrisch ist.“

Erik lachte, ein echtes, befreites Lachen. Sie gingen Seite an Seite davon, zwei Fragmente in einer Welt, die immer noch versuchte, alles in perfekte Quadrate zu pressen.

Kapitel 6: Das Erwachen der Stille

Der Morgen danach war kein plötzlicher Sonnenaufgang. Es war ein ganz gewöhnlicher Berliner Dienstag. Der Himmel war von einem blassen Grau.

In der kleinen Küche roch es nach verbrannter Butter. Soren stand am Herd. Seine Schultern waren nicht mehr so hochgezogen. Auf dem Teller lag ein Omelett, das in keiner Weise den Proportionen eines Lehrbuchs entsprach. Es war an einer Seite zu dunkel, in der Mitte etwas zu flüssig.

Soren sah Erik an. „Es ist hässlich“, sagte er leise.

Erik lächelte und setzte sich an den wackeligen Holztisch. „Es sieht fantastisch aus.“

„Es ist asymmetrisch“, korrigierte Soren ihn, doch in seiner Stimme schwang keine Panik mehr mit, sondern eine vorsichtige Neugier.

„Genau das ist der Punkt“, sagte Erik. „Es ist ein echtes Omelett. Es hat eine Geschichte. Es hat den Kampf mit der Pfanne verloren, und genau deshalb ist es ehrlich.“

Soren schob das Omelett vorsichtig in den Mund. Er kaute langsam, schloss die Augen. „Es schmeckt... nach Frühstück“, sagte er. Für jemanden, der jahrelang alles gefiltert hatte, war das eine Offenbarung.

Erik beobachtete seinen Freund. Er dachte an den gläsernen Turm zurück. Die Menschen dort waren wie Statuen: schön, aber starr und kalt. Sie hatten Angst vor dem Riss in der Wand.

Nach dem Frühstück ging Erik an seinen Zeichentisch. Er nahm ein einfaches, leicht vergilbtes Skizzenblatt. Er griff nicht zum Lineal oder zum Zirkel. Er nahm einen dicken, weichen Graphitstift.

Er begann zu zeichnen. Er zeichnete die Risse im Putz der gegenüberliegenden Hauswand. Er zeichnete das Moos in den Fugen des Gehwegs. Er zeichnete die Fragmente.

Während er zeichnete, bemerkte er, dass die Stille in seinem Kopf eine andere Qualität hatte. Es war nicht mehr die Stille der Leere oder der Depression. Es war eine Stille, die Raum gab. Eine Stille, die nicht darauf wartete, mit Erfolg oder Anerkennung gefüllt zu werden.

Das Telefon vibrierte. Eine Nachricht von seinem Vater: *„Wir müssen reden. Dein Verhalten gestern war inakzeptabel. Komm morgen ins Büro. Wir finden eine Lösung für deine Situation.“*

Erik sah die Nachricht an. Früher hätte sein Herz gerast. Er hätte die Angst gespürt, enttäuscht zu haben.

Doch jetzt fühlte er nur eine sanfte Distanz. Er spürte, dass die „Lösung“, von der sein Vater sprach, nur eine weitere gläserne Wand war.

Er tippte eine kurze Antwort: *„Ich bin bereits an einer Lösung. Ich bin angekommen. Ich wünsche dir alles Gute.“*

Er legte das Telefon beiseite und schaltete es aus.

„Wohin gehen wir heute?“, fragte Soren an der Tür. Er trug eine Jacke, die ihm ein wenig zu groß war, und er sah aus wie jemand, der gerade erst gelernt hatte, wieder zu atmen.

Erik sah auf seine Zeichnung, dann auf Soren und schließlich aus dem Fenster auf die raue Betonwüste Berlins. Er sah die grauen Fassaden, die überfüllten Straßen, den Chaos-Rhythmus der Stadt. Und er sah die Schönheit, die in all den Zwischenräumen existierte.

„Wir gehen zu Astrid“, sagte Erik. „Ich glaube, es ist Zeit, dass wir lernen, wie man Farben mischt, ohne dass sie perfekt harmonieren müssen.“

Soren nickte. Ein kleines, unsicheres, aber echtes Lächeln stahl sich auf sein Gesicht.

Als sie die Wohnung verließen, blieb die Stille im Raum zurück. Aber es war keine einsame Stille mehr. Es war die Ruhe von jemandem, der nicht mehr fragte, ob er genug sei.

Sie stiegen die Treppen hinunter, zwei Fragmente in einer Welt aus Beton. Und mit jedem Schritt fühlten sie sich weniger wie Bruchstücke und mehr wie ein ganzes Bild, das gerade erst begonnen hatte, sich zu entfalten.

~~~ ENDE ~~~
~~~

Über den Autor:



Wenn an der Nordsee der Nebel die Welt verschluckt, beginnt Wolfgang Dankert zu schreiben. Dann verschwimmen Konturen, Gedanken öffnen sich, und die Wirklichkeit mischt sich mit Träumen. In diesem Zustand entstehen Geschichten, die menschliche Ängste, Bedürfnisse und Wahrheiten wie Farben ineinanderfließen lassen.

Seine Werke sind psychologische Horror-Mystery-Thriller, die Wissenschaft, Forschung und moderne Technik mit dem Menschsein verweben. Die Figuren sind frei erfunden, die Themen jedoch nah an unserer Welt.

Technik, auch KI, ist für ihn ein Werkzeug, das den Kopf frei macht für Kreativität. Und wenn die Rechtschreibung nicht perfekt ist, bleibt sie dennoch seine Sprache.

Couchgeschichten sind Einladungen zum Loslassen, zum Eintauchen, zum Erleben.



couchbound.shop
Powered by GHOST TRONICS GmbH
Rudolf-Diesel-Str. 3 · 71732 Tamm
info@ghost-tronics.com
couchbound is for entertainment purposes only.
couchbound dient ausschließlich Unterhaltungszwecken.
Alle Bilder sind mit KI generiert worden. Die Texte wurden mit KI überarbeitet/hergestellt.